

DER JÜDISCHE WITZ

SOZIOLOGIE UND SAMMLUNG

Vollständig neu bearbeitete
und wesentlich ergänzte Ausgabe
Herausgegeben und eingeleitet von
SALCIA LANDMANN

Mit einem Vorwort von
VALENTIN LANDMANN

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

18. Auflage 2016

Alle Rechte vorbehalten

© 2010 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © Ted Spiegel/Corbis

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0190-0

Inhalt

7 Vorwort von Valentin Landmann

Einleitung

- 13 Was ist Witz?
- 16 Schwarzer Humor und surrealistischer Witz
- 18 Die witzige Situation und Person
- 19 Die doppelte Herkunft der Juden
- 23 Der ältere jüdische Witz
- 28 Der jüdische Witz und das Rotwelsch
- 29 Der jüdische Witz in der jüngeren Neuzeit
- 38 Selbstkritische und antisemitische Witze
- 43 Israelischer Militärjux
- 45 Die Talmudtechnik des jüdischen Witzes
- 48 Die Sprache des jüdischen Witzes
- 50 Der jüdische Witz in der Gegenwart und sein Tod
- 58 Die Quellen der neuen Sammlung

Die Sammlung: Der jüdische Witz

- 61 Talmudscharfsinn und Bibelkunde
- 98 Aus Gebet und Ritus
- 112 Rabbinische Weisheit
- 137 Beim Wunderrabbi
- 157 Aus der Kehille
- 180 Ketzereien
- 204 Alte Anekdoten, Narrenwitze, Rätsel, Flüche
- 225 Von Schnorrern und reichen Leuten
- 258 Unterwegs
- 281 Womit redet er?
- 285 No na!

290	Militärisches
315	Juden und Zarismus
323	Juden und Marxismus
344	Denn wovon lebt der Mensch?
392	Ehrlich währt am längsten
412	Vor Gericht
423	Streng kosher
440	In Caféhaus und Kneipe
449	Mitgift und Liebe
484	Unpassendes
520	Mame-Loschen
537	Klein-Moritz
553	Bildung
574	Frau Pollak von Parnegg
590	Interkonfessionelles
651	Medizin und Hygiene
686	Berühmte Juden
713	Hitlerzeit
742	Messianismus und Zionismus
749	Jüdisches aus Israel
773	Israelischer Militärjux
785	Unübertroffen
820	Philosophie und Wissenschaft
831	Soziologie
854	Der Jude und sein Witz

Anhang

863	Glossar
875	Personenverzeichnis
876	Liste der Spender

Vorwort

Salcia Landmann war meine Mutter. Sie wurde 1911 in Zolkiew, im Osten der Donaumonarchie geboren. 1914 – zu Beginn des Ersten Weltkriegs – entflohen ihre Eltern mit ihr dem kriegerischen Geschehen in die Schweiz und zogen nach St. Gallen, einer mittelgroßen Stadt, zu der sie bereits geschäftliche Beziehungen pflegten. Man meinte, nach ein paar Monaten wieder zurück kehren zu können, doch aus den paar Monaten wurde ein ganzes Leben. Das alte Europa, die für unerschütterlich gehaltene k. u. k.-Monarchie, war Opfer des Krieges geworden.

Salcia Landmann begann ihr Studium mit Jurisprudenz, wechselte dann über zur Philosophie und bildete sich gleichzeitig an Kunstakademien aus. Sie studierte in Paris und Berlin – in Zeiten des politischen und geistigen Umsturzes vor dem Zweiten Weltkrieg – und führte ihre Studien in Basel zu Ende. Ans Bücherschreiben dachte sie noch nicht. Ihr Studium verdiente sie sich teilweise als Modegrafikerin.

Als Schlüsselerlebnis schildert sie selbst eine Episode in einem philosophischen Seminar, in welchem Professor Herman Schmalenbach die Kant'schen Aporien behandelte. Thema war das unlösbare Problem, dass man sich Raum und Zeit weder endlich noch unendlich vorstellen kann. Kant löst die Frage elegant, aber irritierend, letztlich mit der Erklärung, man brauche sich darüber den Kopf nicht zu zerbrechen, denn Raum und Zeit seien ohnehin nur menschliche Anschauungsformen und hätten mit dem »Sein an sich« gar nichts zu tun. Salcia Landmann fühlte sich durch den philosophischen »Kniff« zum Narren gehalten und wandte ein, dass Kants Problemlösung sie bedenklich an folgenden alten jüdischen Witz erinnere:

Ein Handelsreisender berichtet von einem aufregenden Reiseabenteuer:

»Einmal« erzählt er, »war ich in einer vierspännigen Kutsche mitten im Winter unterwegs; in einem Schneesturm verlor der Kutscher den Weg. Wir blieben im dichten Wald stecken. Hungrige Wölfe umheulten uns. Der Kutscher opferte ihnen ein Pferd nach dem andern. Ich spürte bereits den Atem einer der Bestien im Genick – aber was tut Gott? Die ganze Geschichte ist nicht wahr ...«

Dieses Bonmot von Salcia Landmann fand im philosophischen Seminar bei Schmalenbach zwar keinen Anklang, bildete für sie aber eine Wende. Sie kam zum Schluss, dass der jüdische Witz in wenigen Worten klar und profund oft mehr sage, als der philosophische Fachmann in dicken Wälzern ermüdend darlegen könne.

Sie beendete noch das Studium mit einer Dissertation über »Ontologie und Phänomenologie. Husserl, Scheler, Heidegger«, die unter ihrem Mädchennamen Passweg erschien. Seither aber schrieb sie nie mehr philosophische Werke. Sie begann vielmehr nach jüdischen Witzen zu fahnden. Bereits in ihrer Basler Studienzeit sammelte sie diese vor allem bei Emigranten aus dem gesamten europäischen Raum und durchforschte alle zugänglichen Publikationen. Die Jahre der Nationalsozialisten, in denen der größte Teil ihrer in verschiedenen Ländern Europas lebenden Familie vernichtet wurde, bestärkten sie in ihrer Ansicht, dass Sigmund Freuds Aussage »der Witz ist die letzte Waffe des Wehrlosen« auf den jüdischen Witz in besonderem Maß zutraf. Aber sie ging in ihrer Analyse weiter und sah auch, dass Wehrlosigkeit allein noch keinen Witz hervor bringt. Beim jüdischen Witz, dem Witz eines zerstreuten Volkes, kamen andere Elemente hinzu, vor allem die über Jahrhunderte bewahrte und immer weiter vertiefte talmudische Bildung des Volkes, das seine Tradition und Eigenständigkeit durch Schulung und Bildung im biblischen und nachbiblischen Schrifttum bewahrt hatte.

Während ihr Ehemann Michael Landmann Professor für Philosophie an der Freien Universität West-Berlin wurde, blieb sie selbst dem ostschweizerischen St. Gallen treu. Sie lebte in ihren vier Wänden, mit ihren Büchern, immer an ihrer alten Triumph Schreibmaschine sitzend, auf der sie bis zu ihrem Tode ihre Werke schrieb. Wenn sie ihr schattiges Haus an der Winkelriedstrasse in St. Gallen verließ, dann meist nur kurz, um einzukaufen, mit ihrem einzigen Sohn zu schwimmen oder Pilze zu suchen. Später auch, um Vorträge in ganz Europa zu halten.

Als 1960 die erste Auflage ihres Buches »Der jüdische Witz« als Sammlung und soziologische Deutung erschien, war ich gerade zehn Jahre alt. Mit ihrem Buch setzte sie einer zerstörten Kultur ein Denkmal. Ein lebendiges Denkmal zu einer Zeit, in welcher vor dem Hintergrund der Vernichtung kaum jemand mehr gerade an den Witz als kulturelles Erbe der Juden dachte. Das Buch wurde ein großer Erfolg. Die weiteren Auflagen waren mehr und mehr geprägt und angereichert durch mündliche und schriftliche Überlieferungen von Lesern, die meiner Mutter ihre jüdischen Witze zur Publikation zukommen ließen. Das Buch hatte bei Tausenden Erinnerungen geweckt. Sie folgten dem Aufruf meiner Mutter, meldeten sich und trugen zur Sammlung bei, teils Überlebende des Holocaust, einige Offiziere aus der alten k. u. k.-Monarchie, Theologen und viele andere – meist Christen –, denen der jüdische Witz in irgendeiner Form begegnet war. In unserem Haus in St. Gallen trafen sich Literaten, ehemalige Emigranten und Überlebende, die von ihrem Leben erzählten. Viele mit einem Schicksal, das sie gelehrt hatte, den Witz als Waffe der Wehrlosen schätzen zu lernen. Jede Auflage mehrte die Sammlung, half die Züge der Selbstkritik, der Schärfe, mitunter des Zynismus stärker hervor zu heben.

Meine Mutter befasste sich literarisch auch mit anderen Seiten der jüdischen Kultur, mit der jiddischen Sprache

und mit der jüdischen Küche. In ihren Publikationen blieb eine Welt lebendig, die sie selber letztlich als unwiederbringlich verloren ansah: »Der jüdische Witz setzt eine große religiöse Bildung voraus, wie sie heute nur noch Fundamentalisten mitbringen – und die haben keinen Humor.« war einer ihrer Schlüsse. Über Vergangenes zu schreiben erzeugte bei Salcia Landmann auch in anderen Gebieten den Wunsch, kulturelle Werte zu bewahren und Personen zu verteidigen, die ungerechtfertigt angegriffen wurden. Die Grundwerte der schweizerischen und generell westeuropäischen Demokratie lagen ihr am Herzen und sie nahm kein Blatt vor den Mund, wenn sie in scharfer und witziger Form davor warnte, diese zu opfern. Als es in Westeuropa noch Mode war, dem Marxismus zu huldigen, schrieb sie couragiert gegen diese Tendenzen – quasi als Cassandra mit Humor – zum Beispiel in ihrem Buch »Marxismus und Sauerkirschen«. Sie war Repräsentantin einer raren Spezies: eine Konservative mit Witz. Und ich bin ihr dankbar dafür, dass sie auch mich darin bestärkt hat, Werte nicht nur zu erhalten, sondern mich auch dafür einzusetzen, Freiheiten zu bewahren und für diejenigen einzutreten, die sich alleine nicht verteidigen können. Ich tue es mit anderen Mitteln. Ich bin Jurist und Anwalt. Ich habe das Studium gewählt, dass meine Mutter abgebrochen hat, um sich philosophischen und kulturellen Fragen zu widmen.

Für meine Mutter war das Schreiben ihr Leben. Sie hat geschrieben, bis ihr Tod am 16. Mai 2002 das Staccato ihrer alten Triumph Schreibmaschine verstummen liess. Ihr Schrifttum steht nicht nur für versunkene Kulturen, sondern auch für den Überlebenswillen und für selbständiges Denken, so wie der Witz der Juden identisch ist, mit ihrem Mut trotz allem weiter zu leben.

Dr. Valentin Landmann, Zürich im März 2004

EINLEITUNG

Was ist Witz?

Definition und Wesensdeutung des Witzes sind oft versucht worden. Eine klare Scheidung zwischen Witz, Komik und Humor finden wir aber erst bei Henri Bergson¹ und Sigmund Freud². Über Witz im engeren Sinne zitiert Freud aus Shakespeares »Hamlet« den Ausspruch des Polonius: »Weil Kürze denn des Witzes Würze ist«, aus Kuno Fischers Witzanalyse, dass der Witz »Verborgenes und Verstecktes« hervorhole, aus Theodor Lipps die Feststellung, dass der Witz »in wenigen Worten« etwas aussage, aus Jean Paul: »So sehr sieget die bloße Stellung des Kriegers und der Sätze und Worte im Witz«. In andern Quellen findet Freud als Merkmale des Witzes: »Sinn im Unsinn«, »spielendes Urteil«, »Paarung von Unähnlichem«, »Vorstellungskontrast, »Verblüffung und Erleuchtung«.

Ins Schwarze trifft aber erst Freuds eigene Definition, die er im Zusammenhang mit seiner Traumanalyse gewinnt. Traum ist nach Freud Wunschtraum, Wunscherfüllung. Das einfache Volk hat es schon immer gewusst, nicht aber die moderne Wissenschaft. Sie konnte es übersehen, weil der Traum nur einen kleinen Teil der Wünsche, nämlich die moralisch zulässigen, in direkter Form aussagt. Denn unsere moralischen Hemmungen verfolgen uns bis in den Schlaf hinein. Unerlaubtes kann daher auch der Traum nur umwegsam und versteckt darstellen. Und zwar geschieht dies mit einer Technik, die jener des Witzes gleicht, wenn sie im Traum auch roher und primitiver ist.

Solche formale Übereinstimmung ist nie ein Zufall: Sie entspringt einer inhaltlichen. Tatsächlich geht es uns auch

1 *Le Rire. Essai sur la signification du comique.* Bd. 2 der Gesamtausgabe. Verlag Albert Skira. Genf 1945. Deutsch: *Das Lachen.* Jena 1914.

2 *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten.* Bd. 9 der Gesamtausgabe in 12 Bdn. Internationaler psychoanalytischer Verlag. Leipzig/Wien/Zürich 1925–1934 – Fischer Bücherei 1958, Nr. 193.

im Witz meist darum, Verbotenes auszusagen und auf diese Weise Entspannung zu gewinnen. Dies ist die Doppelfunktion des Witzes, die von Gewaltherrschern meist klar erkannt wird: Einerseits ist er revolutionär, drückt Ablehnung und Missbehagen aus. Andererseits lähmt er den revolutionären Elan, weil das Lachen lockert und entspannt. Er ist die Waffe des Wehrlosen, der zwar mault, sich aber mit seiner Lage doch halbwegs abfindet. Der Täter bedarf keines Witzes.

Daher auch die scheinbar unlogische Schaukeltechnik vieler Diktatoren dem politischen Witz gegenüber: Zeitweise bestrafen sie ihn, dann wieder drücken sie ein Auge zu und fördern ihn sogar. Welches ist nun diese dem Witz und Traum gemeinsame Technik? Beide arbeiten mit scheinbaren Denkfehlern: Unifizierung, Verdichtung, Anspielung, Auslassung, unlogische Koppelung. Dabei kennen beide zwei Stufen. Schon allein die im strengen realen Leben unstatthafte Negierung der logischen Gesetze kann als eine Form der Entspannung genossen werden. Dann haben wir es mit Träumen und Witzen zu tun, die Freud als »harmlos« bezeichnet.

Oder aber die gelockerte Logik bildet nur die Fassade, hinter der sich ein Protest von ganz anderer Tiefe und Schärfe verbirgt. Dann spricht Freud von »tendenziösen« Witzen.

Er unterscheidet folgende Gruppen von Tendenzwitzen: obszöne (Ersatz für die in guter Gesellschaft unerlaubte Zote), aggressive (darunter die politischen), blasphemische (eine Sonderform der aggressiven: Sie richten sich gegen unangefochtene Autoritäten) und skeptische, die jede Wahrheitseinsicht a priori anzweifeln.

Aber auch der komplizierteste tendenziöse Witz ist hierin dem Traum verwandt, dass er leicht rezipierbar sein muss. Sonst bleibt er wirkungslos. Aktuelle Stoffe sind daher für Witze besonders geeignet. Freud gibt als Beispiel: »Diesem Mädchen geht es wie Hauptmann Drey-

fus: Die Armee glaubt nicht an seine Unschuld.« Ein blendender Witz, aber nur für den, der Bescheid weiß über den Dreyfusprozess in Paris zur Jahrhundertwende, in welchem der unschuldige jüdische Hauptmann unter der Akklamation von Armee und Volk zur Deportation verurteilt wurde.

Freud gibt auch je ein Beispiel für harmlose und tendenziöse Koppelung von Unpassendem. Harmlos ist das »und« in den Versen von Wilhelm Busch, wo eine Mutter ihren kleinen Sohn »mit einer Gabel *und* mit Müh« aus der Brühe fischt. Voll von bössartiger Tendenz dagegen, nämlich eine bewusste Beleidigung, ist das »und« in Heinrich Heines Ausspruch: »In Göttingen leben Studenten, Professoren, Philister *und* Vieh.«

Auch für die Witztechnik der »Verdichtung« zitiert Freud aus Heine ein gutes Beispiel: Heine erzählt, sein reicher Onkel habe ihn »ganz *famillionär*« empfangen.

Überhaupt ist Heines Werk aus Gründen, auf die wir noch zu sprechen kommen, eine Fundgrube für tendenziösen Witz, insbesondere für jüdische Witze.

Nicht immer präsentiert sich der Witz in nackter Form. Er kann mit komischen und humoristischen Elementen angereichert sein. Der Philosoph Bergson hat den komischen Gegenstand definiert, Freud, der Psychologe, das Erlebnis des Komischen. Komisch ist nach Bergson das Objekt, welches sich, wiewohl lebendig, verhält wie ein Automat. Also etwa der Hanswurst, der auf schlechthin alles mit dem gleichen Ausspruch oder Knüppelschlag reagiert. Diese Definition hängt mit Bergsons Metaphysik zusammen, wonach alles Leblose Zerfallsprodukt des Lebendigen sei.

Das Erlebnis des Komischen erklärt Freud aus »erspartem Vorstellungsaufwand«.

Humor dagegen ergibt sich nach ihm aus »erspartem Gefühlsaufwand«, im Extremfall, im so genannten Galgenhumor, aus ersparter Todesangst. Das Musterbeispiel: Der

Delinquent, der Montag früh gehenkt werden soll und mit den Worten aufwacht: »Die Woche fängt ja gut an!« Zahllose weit phantasievollere Beispiele finden sich bei Wilhelm Busch, dessen Denken und Schaffen fast ausschließlich um den Tod kreist und oft schon den »schwarzen Humor« streift. Der Held wird »platt gewalzt wie Kuchen sind«, zu Schrot zermahlen und dann von Enten aufgefressen, zu Eis gefroren und hernach entweder in Stücke gesplittert oder zu Brei aufgetaut, der in einem Einmachtopf »beerdigt« wird. Und beim Anblick ihres im Rausch erfrorenen Gatten sagt die Witwe ungerührt zur Milchfrau:

»Von nun an, liebe Madame Pieter,
Bitt ich nur um ein Viertel Liter.«

Schwarzer Humor und surrealistischer Witz

Weder Freud noch Bergson haben jene Sonderform des Humors analysiert, die wir heute den »schwarzen« nennen. Das ist kein Zufall. Zwar gibt es schwarzen Humor seit über tausend Jahren. Aber erst heute tritt er so massiert auf, dass man ihn nicht mehr übersehen kann. Gewöhnlichen Humor kann es immer und überall geben. Der schwarze jedoch ist an zwei Voraussetzungen geknüpft: Es muss zunächst der Glaube an eine sinnvoll zentral gesteuerte Welt da gewesen sein, und dieser Glaube muss sich radikal zersetzen und der nackten Verzweiflung weichen. Gewöhnlicher Humor bedeutet Leidensparnis; hinter dem schwarzen gähnt Grauen und Entsetzen. Schwarzen Humor kann es folglich in der griechisch-römischen Antike, die ein solches sinngebendes Weltzentrum nicht kannte, nie gegeben haben. Er ist an den jüdisch-christlichen Monotheismus und dessen Zerfall gebunden. Er ist die unheimlichste Form, das

Problem der Theodizee – der Frage nach dem Bösen in einer gottgeschaffenen Welt – aufzuwerfen. Ein modernes Scherzbeispiel:

Sekkant-weinerliche Kinderstimme: »I mag net immer nur im Kreis gehen!«

Schroff ordinäre Stimme des Vaters: »Ruig bist!«

»I mag aber net immer nur im Kreis gehen!«

»Ruig bist!«

»I mag aber net immer nur im Kreis gehen!«

»Wannst net ruig bist, nagl ich dir den zweiten Fuß auch noch an!«

Im neuzeitlichen jüdischen Witz spielt der schwarze Humor kaum eine Rolle. Nur in harmlosen Spuren macht er sich bemerkbar, so in einer Frau-Pollak-Anekdote: Frau Pollak lässt überall nach ihrem Gatten suchen, findet ihn zuletzt tot unterm Bett, läutet nach dem Mädchen und sagt anklagend: »So räumen Sie auf.«

Dennoch stammen die frühesten Beispiele des schwarzen Humors aus der jüdischen Geisteswelt. Aber nicht aus der neuzeitlichen und auch nicht aus dem Volkswitz, sondern aus dem Werk des jüdisch-pakistanischen Philosophen Chawi el Balchi im 9. Jahrhundert. Auch das ist kein Zufall. Wir kommen auf Chawi noch zurück.³

Auch der surrealistische oder groteske Witz, der seit einigen Jahrzehnten üppig gedeiht, ist bei den Juden eher spärlich vertreten. Teils entspringt er der Freude am reinen Unfug und berührt sich hierin mit den alten vorderasiatischen Scherzrätseln, auf die wir noch zu sprechen kommen, teils gehört er stilistisch mit der modernen Kunst zusammen, die ebenfalls von einer aus den Fugen geratenen, sinnlosen Welt ausgeht. Er ist eine milde, harmlose Variante des schwarzen Humors, seine Voraussetzungen sind nicht spezifisch jüdisch, sondern allgemein modern.

3 Über Chawi el Balchi vgl. S. Landmann, Die Juden als Rasse. Limes Verlag, München 1981.

Dennoch werden einige der besten Scherze dieser Art – so jener von dem Glas fressenden Caféhausgast, der die Wand hinaufspaziert (S. 604) – als Judenwitze erzählt. Vielleicht sind sie wirklich jüdischer Herkunft, entsprungen der vorderasiatischen Witzphantasie und zugleich Parodie auf das der Wirklichkeit entfremdete Talmuddenken.

Die witzige Situation und Person

Aus dieser kurzen Analyse des Witzes lässt sich bereits auf die Situation und Person des Witzeschöpfers schließen. Für den erotischen Witz bedarf es einer Kulturhöhe, welche Verdrängungen fördert und Zoten ausschließt. Der aggressive Witz setzt einen starken inneren und äußeren Druck auch auf nicht erotischem – also politischem, moralischem oder sozialem – Gebiet voraus. Und der skeptische Witz erfordert eine beachtliche Bildungshöhe, verbunden mit Bitterkeit und scharfem Denkvermögen.

Sämtliche tendenziösen Witzformen werden natürlich nur gedeihen, wenn der Druck bewusst erlebt und empfunden und abgelehnt wird. Ein Samurai oder Preuße, der die überstrengen Lebensregeln seiner Tradition bejaht, wird sie nicht im Witz verhöhnen. Ähnlich wird auch der Jude, solange er gläubig ist, nur ganz bestimmte, eng umgrenzte Bezirke witzig angreifen.

Damit der tendenziöse Witz keime, darf es ferner keine Möglichkeit geben, sich des Drucks anders als im Witz zu entledigen. Bei realer Chance zur geistigen oder politischen Revolution schlägt der Witz rasch in Pamphlet, Aufruf und schließlich Aktion um. Nur der Leidende, nicht der Täter ist witzig.

Und es muss schließlich – und hier sind wir bei einem Punkt angelangt, den auch Freud übersah – noch eine

starke angeborene Witzbegabung hinzutreten. Sie ist nicht bei allen Individuen und Völkern gleich stark entwickelt; sie variiert auch bei den einzelnen Völkern von Epoche zu Epoche, von Gruppe zu Gruppe.

Wir erwähnten bereits die Witzigkeit Heinrich Heines. Sie war kein Zufall. Er war arm, politisch verfolgt und als Jude entrechtet. Drei Gründe, die bereits geeignet sind, eine vorhandene Witzbegabung zu stimulieren und zu wecken. Schon allein die Situation des Juden im Exil kann hierfür völlig genügen: Ähnlich wehrlos und seines Leides klar bewusst war kaum je ein zweites Volk.

Es ist daher auch kein Zufall, dass Freud, der als Erster das Wesen des Witzes voll durchschaut hat, Jude ist und dass er in seiner Abhandlung fast nur jüdische Witze analysiert.

Dennoch ist das, was wir unter »jüdischem Witz« im engeren Sinne verstehen, erst in der Neuzeit entstanden, und auch da nur bei den Juden Ost- und Mitteleuropas. Den Grund kann nur ein kurzer Blick auf die jüdische Geschichte erklären.

Die doppelte Herkunft der Juden

Dank der modernen Archäologie und Semitologie wissen wir heute, dass die frühen hohen Kulturen des Vorderen Orients (also auch die jüdische), von denen wir in vieler Hinsicht bis heute zehren, alle erst entstanden, nachdem die nomadisierenden Völker der arabischen Halbinsel, die der so genannten »beduinischen« oder »orientalischen« Rasse angehörten, hierher eingebrochen waren und sich mit den ansässigen Völkern vermischt hatten, die der so genannten »assyroiden«, »armenoiden« oder »vorderasiatischen« Rasse entstammten. Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, der Kulturleistung der so entstandenen

Mischvölker detailliert nachzugehen. Möge der kurze Hinweis genügen, dass hier die Grundlagen für Astronomie, Kalenderkunde, Mathematik gelegt wurden, dass hier die »akustische«, d. h. am Klang und nicht am Symbol oder Abbild orientierte Schrift aus wenigen Dutzend Buchstaben erfunden wurde, deren wir uns noch heute bedienen, und dass hier der jüdisch-christliche Monotheismus seinen Ausgang nahm.

Dass bedeutende neue Kulturschübe nicht der von den Rassisten der Nazizeit so hoch gewerteten Rassereinheit zu danken sind, sondern geeigneten Mischungen, hat der deutsche Psychiater und Konstitutionsforscher Ernst Kretschmer als Erster klar nachgewiesen. Implizit ist diese Einsicht allerdings schon beim Biologen und Botaniker Gregor Mendel da, welcher entdeckte, dass Hybriden, d. h. Bastardpflanzen, »luxurieren«, d. h. üppiger ausfallen als ihre reinrassigen Elternteile.

Eine durch Rassemischung entstandene neue Population bildet aber niemals einen neuen einheitlichen Schlag. Die beiden Ursprungsrassen und ihre Besonderheiten und Talente treten in der einen oder andern Gruppe oder Epoche in der neuen Kulturwelt verschieden stark hervor. Deutlich wird das auch an der ganzen Vergangenheit und Gegenwart der Juden.

Die Beduinen oder Orientalen – harte Realisten, nüchterne Chronisten, glasklare selbstkritische Denker, wilde und harte Kämpfer – haben die frühen Teile der Bibel, vor allem die Königsgeschichte, geprägt und später, im frühen Mittelalter, mit den Arabern zusammen in Andalusien eine Philosophie und exakte Naturwissenschaft hervorgebracht, auf der die christliche Scholastik und die italienische Renaissance in weit höherem Grade basieren, als man allgemein weiß. Witz und Legende findet man bei diesen nüchternen Denkern und Kämpfern nur sporadisch. Desto üppiger sprießt beides bei dem andern, dem vorderasiatischen Typus, mit dem sich die harten Be-

duinen in Kanaan vermischt und der bei den Juden Babels, Persiens, Mittel- und Osteuropas dominierte. Hier gibt es Trunkenheit, Weichheit, Wehmut, Demut, Milde, Leidensbereitschaft, Humor und Heiterkeit. Hier sprießt Legende und nicht nüchterne, selbstkritische Chronik. Hier wachsen keine harten Täter, sondern witzige Dulder. Witz ist in allen Ländern mit vorwiegend vorderasiatischer Population endemisch, auch unabhängig von seiner Funktion als Waffe des Wehrlosen, die den tendenziösen Witz erzeugt. Hier sprießt auch der harmlose Witz in zahllosen Varianten. Noch heute pflegen sich in Armenien, Griechenland und der Türkei – seit langem fast rein vorderasiatisches Siedlungsgebiet – die Männer gern stundenlang mit surrealistischen, unauflösbaren Scherzrätseln dieser Art zu unterhalten:

Was ist das? Außen Wolle und innen Watte.

Die Antwort – die aber immer nur der Erfinder des Scherzrätsels selber zu geben vermag – lautet: Ein Pudel, der vor einer Apotheke sitzt, in welcher Watte verkauft wird.

Im Prinzip unterscheidet sich dieses Rätsel in nichts von jenem, das der biblische Held Simson – mit seinem trunkenen Liebesleben der »kanaanitischste« aller Richter Israels – den Philistern aufgibt:

Speise ging aus von dem Fresser,
Und Süßes ging aus von dem Starken.

Ein Rätsel, das durch keinen noch so großen Scharfsinn aufzulösen ist, sondern einzig aus den biografischen Daten Simsons. Weshalb er den Philistern, die sich die Lösung von seiner Geliebten verschafft haben, mit Recht sagt:

Hättet ihr nicht mit meinem Rinde gepflügt,
Ihr hättet mein Rätsel nicht erraten.⁴

Und sogar die Sowjetrussen anerkennen das Talent der Vorderasiaten zu Witz und witziger Scherzfrage, indem

4 Über »Jüdische Rätsel aus Talmud und Midrasch« vgl. Georg Nador, Hegnerbücherei, Köln 1967.

sie den neuen politischen Witz dem armenischen Radio Eriwan zuschreiben.

Es sind auch bei den Juden immer dieselben, vorwiegend vorderasiatischen Gruppen, die Witze, Rätsel und Legenden geschaffen haben. Dem vorderasiatisch-kanaanäischen Judentum entsprang die legendenumwobene Gestalt des Nazareners und der vielen von Märchen und phantastischen Anekdoten umsponnenen Talmudlehrer, über die wir – anders als über die biblischen Könige – kaum historische Tatsachen besitzen.

Es waren die ebenfalls »vorderasiatischen« Juden Babels, welche den Talmud, der zunächst nur Kommentar und Ergänzung zum Bibelgesetz sein wollte, mit Homiletischem und Anekdotischem so überfluteten, dass er sich stellenweise liest wie ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch.

Und abermals am Ostrand der jüdischen Diaspora keimt im 9. Jahrhundert bei dem bereits erwähnten Philosophen Chawi el Balchi der »schwarze Humor«. Chawi, der den Chasaren entstammte, einem südrussischen Stamm, der im 8. Jahrhundert zum Judentum übergetreten war, gewinnt seinen schwarzen Humor dadurch, dass er die Taten Gottes in der Bibel mit den Moralgesetzen dieses gleichen Gottes konfrontiert.

Im Mittelalter waren es dann, vor allem in Deutschland, wieder solche vorderasiatische Juden, welche die Sagen, Märchen, Schwänke und Fabeln der Deutschen mit jenen des Talmuds zu einer reizvoll-naiven Mischung verschmolzen und ihren eigenen Rabbis Wundertaten andichteten.

Und als diese gleichen Juden im Mittelalter und in der frühen Neuzeit in die slawischen Länder flohen und sich dort mit den bereits ansässigen Juden Südrusslands (sie kamen aus Persien und Mesopotamien) mischten, schufen sie gemeinsam jenen neuzeitlichen jüdischen Witz, von dem unser Buch eine Auswahl gibt.

Der ältere jüdische Witz

Sehen wir von Chawi el Balchi ab, der ein Einzelfall war und selbst seinen aufgeklärten Zeitgenossen unheimlich blieb, so ist es klar, dass sich der jüdische Witz in seiner vollen Tiefe und Schärfe erst in der jüngeren Neuzeit entfalten konnte. Denn eine ungebrochene Religiosität engt den Witz von allen Seiten ein. Der Witz des Talmuds bewegt sich in festen Grenzen. Der Sinn des Talmuds bestand darin, einem in der Verstreuung lebenden Volk jene festen Lebensregeln zu geben, ohne die es, seines staatlichen Zentrums beraubt, zerfallen wäre. Solcher Zerfall musste die Juden, solange sie gläubig waren, schrecken. Denn anders als der Christ erwartet der Jude die Welt-erlösung nicht als Einzelner, sondern kollektiv, als Volk, das folglich als solches nicht untergehen darf. Notwendig war daher nicht nur der Respekt vor dem Talmudgesetz, sondern bis zu einem gewissen Grad auch die Gesetzeskenntnis. Der Schriftgelehrte wird unter solchen Umständen nicht Objekt des Spottes, sondern der höchsten Ehrfurcht. Dies umso mehr, als solche Einstellung den Juden schon im Lande Israel nicht fremd gewesen war: Einen Ritteradel hatte es bei ihnen nie gegeben, die stark theokratische Einstellung des ganzen Volkes hatte schon immer dem großen Gelehrten die höchste Reverenz gesichert.

Verspottet wird daher im Talmud nicht der weise Rabbi, sondern der Narr und Ungebildete, der das Religionsgesetz nicht begreifen kann. Dem Nichtjuden mag solche Härte dem geistig Schwachen gegenüber grausam erscheinen – sie war eine Voraussetzung für das Weiterleben des Volkes.

Wichtig war, dass es im Exil immer eine gelehrte Führungsschicht gab. Man verehrte sie daher nicht nur, man züchtete sie bewusst durch entsprechende Heiratspolitik: die Gelehrten verheirateten ihre Kinder untereinander, sie

filtrierten auch alle Begabungen aus dem Volk heraus und nahmen sie – durch Einheirat – in ihren Kreis herein. Und dem Reichen, dem der Reichtum allein ja keinerlei Achtung einbrachte, war es eine Ehre, für seine Tochter einen gelehrten und begabten Mann zu gewinnen. Die »vermittelte« Ehe, über die dann später, in der Neuzeit, der Spott einer erotisch freiheitsdurstigen Epoche hereinbricht, wird daher im Mittelalter noch nirgends angegriffen. Allerdings galt die Vermittlung damals noch nicht, wie dann später, der Erlangung finanzieller Vorteile.

Verspottet wird im Talmud der Ketzer, der später, in der Neuzeit, die Sympathie des Witzes auf seiner Seite hat. Und außerdem gibt es schon im Talmud eine Gestalt, die jener Til Uilenspiegels zum Verwecheln ähnelt: Rabba-Bar-bar-Chana.

Zahllose Witze entstehen bei den Juden Mittel- und Osteuropas in der frühen Neuzeit. Nach wie vor sprengen sie nicht den Rahmen des Religionsgesetzes. Ja: Sie wagen nicht einmal Kritik an der bösen nichtjüdischen Umwelt. Denn auch sie ist ja gottgewollt, wie letztlich alles, was geschieht.

Wird das Leid unerträglich, dann weichen die gläubigen Juden nicht in den Witz aus, sondern in die Mystik. Die harten, beduinischen so genannten Südjuden schaffen sich im späten Mittelalter die mathematisch strukturierte Kabbala; bei den weichen Ostjuden entsteht im 18. Jahrhundert in der Ukraine die irrationale Demutsmystik des Chassidismus. Jede jüdische Mystik sucht – wir sagten es schon – die kollektive Erlösung. Beide sonst so verschiedenen Formen der Mystik basieren auf der talmudischen Theorie des »Chewlej Maschiach«, der Messiaswehen, die der Endzeit vorangehen müssen. Leid ist demnach nicht sinnlos, sondern der Weg zur messianischen Erlösung. Das geht so weit, dass fromme Ostjuden jedes Verhängnis – auch das der Hitlerzeit – kurzerhand als »Chewlej Maschiach« benannten.

Davon abgesehen kann man sich aber kaum größere Unterschiede denken als die zwischen Kabbala und Chassidismus. Methodisch beruht die Kabbala auf der Tatsache, dass in der hebräischen Schrift Buchstaben und Zahlen identisch sind. Der Kabbalist errechnet den Zahlenwert besonders wichtiger Bibelstellen und versucht dann, auf die verschiedensten Arten aus dem Resultat letzte Geheimnisse zu ergründen.

Mit so abenteuerlicher Gehirnakrobatik hat der Chassidismus der Ostjuden nichts zu schaffen. Die Chassidim entstammten auch nicht, wie die Kabbalisten Andalusiens und Südfrankreichs, einer gesellschaftlichen und geistigen Elite des jüdischen Volkes. Vielmehr waren sie arme kleine Leute, die Überbleibsel nach den furchtbaren Pogromen des Hetman Chmielnizki im 17. Jahrhundert in der Ukraine, durch welchen gerade die Bildungselite der Juden weitgehend vernichtet worden war – aus dem einfachen Grunde, weil sie mit der finanziellen Oberschicht zusammenfiel. Zurück blieb Elendsproletariat, unfähig, sich mit dem Talmud zu beschäftigen oder kabbalistischen Spekulationen nachzugehen. Hilflose, hungernde Menschen, die seelischen Rückhalt brauchten und bei den so genannten Wunderrabbis, den »Zaddikim« (= Gerechte oder Heilige), suchten und auch fanden.

Diese ersten, lautereren Zaddikim waren, samt ihren wundergläubigen Anhängern, zwar selber alles andere als witzig, jedoch ein beliebtes Objekt des boshaften Witzes der gebildeten »Mitnagdim«, der Gegner des Chassidismus. Der Spott wuchs noch, als die Bewegung allmählich ihre Reinheit einbüßte, der »Thron« des Zaddiks erblich wurde und manchmal einem Nachkommen zufiel, der bewusst den Aberglauben der armen Massen finanziell ausbeutete.

Und auch die kabbalistische Deutungsmethode ist natürlich immer ein beliebtes Objekt des jüdischen Witzes gewesen. Nur dass sich Witze aus diesem Bereich für einen

judaistisch nicht Gebildeten sehr schwer wiedergeben lassen. Dennoch haben wir einige Beispiele in unsere Sammlung aufgenommen.

Von der verträumten Legende zum boshaften Witz ist es an sich ein weiter Weg. Dennoch gehören beide, Witz und Legende, ausschließlich dem östlichen Judentum an, bilden gleichsam die Außenpunkte, zwischen denen sich das ostjüdische Seelen- und Geistesleben spannt. Und je näher wir an die Gegenwart herankommen, desto öfter kommt es vor, dass die naive Legende in den bitteren Witz umspringt, ohne dass die betreffende Anekdote sich formal stark veränderte. Ein Beispiel: Ein armer Rebbe (Rabbi) gibt einem Lumpen seine letzten Kopeken.

Schreit die Rebbezen (Rabbinerin): »Was gibst du unser letztes Geld einem solchen Menschen?«

Sagt der Rebbe: »Wenn Gott ihm seine Liebe beweist, indem er ihm das Leben schenkt – wie sollte dann *ich* ihn nicht lieben und ihm kein Geld geben?«

Schon in dieser Urform der Legende erweckt der Exzess an Demut und Selbstopfer Unbehagen. Die volle und scharfe Kritik an einer solchen Haltung bricht aber erst in der Umwandlung der Legende zum modernen Witz durch. Jetzt antwortet der Rabbi:

»Soll ich wählerischer sein als Gott? Sieh dir an, wem *Er* das Geld gibt!«

Aber natürlich nimmt der alte jüdische Witz nicht nur Kabbala und Chassidismus aufs Korn. Einen breiten Raum nehmen Kultusbeamte jeder Art ein. Unzählige Witze kreisen auch um den armen Jeschiwe-Bocher, den Talmudstudenten, der zwar als künftiger Religionsgelehrter die Hochachtung des Bürgers genoss und von den Ansässigen durchgefüttert wurde. Jedoch wurde er oft lästig durch seine Frechheit und seinen unstillbaren Heißhunger. Er war ein Bürgerschreck, genau wie der vagierende Theologiestudent der nichtjüdischen Welt im Mittelalter.

Verspottet werden die berufsbedingten geistigen Deformationen des jüdischen Kutschers, Kaufmanns, Handwerkers, Schankwirts. Verspottet wird der reiche Geizkragen und zugleich auch der arme Schnorrer, der gerade in der traditionsgebundenen jüdischen Welt in der Tat sehr lästig werden kann. Denn die mosaische Gesetzgebung predigt Nächstenliebe nicht nur in allgemeiner und folglich unverbindlicher Form, sondern schreibt genau vor, was Witwen, Waisen und Arme zu bekommen haben. Es läuft auf ein strenges Sozialgesetz hinaus, macht den Bettler und Schnorrer zum Gläubiger.

Nicht die böse Umwelt der Juden als ganze, wohl aber einzelne Gestalten aus ihr verspottet schon der ältere jüdische Witz: den Gutsherrn, den Bauern, die rohe Polizei, die brutalen Militärbehörden. Und vor allem gibt es viele alte Witze mit Disputationen zwischen Rabbis und christlichen Geistlichen, wobei natürlich der Rabbi immer siegt. Solche Disputationen gab es im Mittelalter tatsächlich. Oft waren die Rabbis den Geistlichen auch wirklich an Bildung und Geistesschliff überlegen. Dennoch siegten sie nicht, denn es war ihnen untersagt, von ihrem Wissen in der Disputation Gebrauch zu machen. Und zudem standen sie manchmal getauften ehemaligen Glaubensgenossen gegenüber, die über den gleichen Talmudschliff verfügten wie sie selber.

Dieser Geistesschliff genießt aber einstweilen noch, wie gesagt, konditionslose Bewunderung. Ein besonderer Spott trifft daher den so genannten Maggid, den Wanderprediger.

Seine Art und Funktion ist nur aus der Besonderheit des jüdischen Kultuslebens erklärlich. Der Rabbi war nie Prediger wie der Pfarrer. Vielmehr: Er wurde es erst spät, bei den so genannten »Reformjuden«, die ihre Assimilation an christliche Kultformen mit massiver judaistischer Ignoranz verbanden und daher auch die Verachtung der judaistisch hoch gebildeten Orthodoxie, vor allem Ost-

europas, auf sich zogen. Der Rabbi war dazu da, in schwierigen rituellen und religionsgesetzlichen und juristischen Fragen (die er nach dem Talmudrecht behandelte) zu entscheiden. Seine Vorträge waren komplizierte Gelehrtenabhandlungen für exquisite Kenner der Materie. Für die Ungebildeten und die Frauen war der naive, volkstümliche Maggid da. Einzelne Maggidim waren berühmt und geliebt. Die meisten zeichneten sich jedoch durch Halbbildung aus und wurden daher ein beliebtes Objekt des Witzes.

Der jüdische Witz und das Rotwelsch

Seine volle Mannigfaltigkeit, Tiefe und Schärfe erreicht der Judenwitz aber erst in den letzten hundert Jahren. Blasphemisch wird er auch jetzt nur selten. Genauer: Er wird es nur in einer einzigen entarteten Variante, nämlich in den jiddischen Wortbildungen des Rotwelsch, des Geheimidioms der deutschen Gauner und Vaganten. Dieses Idiom ist, was zunächst befremden muss, mit Hebraismen dicht durchstreut. Teils sind die Juden unschuldig daran. In Deutschland standen ihnen bis tief in die Neuzeit hinein ja kaum andere Berufe offen als die des Trödlers und Geldverleihers. Auf der Landstraße lernten vagierende Gauner hebräische Worte aus dem Jiddisch der ebenfalls wandernden jüdischen Hausierer.

Zeitweise aber wichen kleinere jüdische Gruppen vor der Verfolgung nicht in die mystischen Spekulationen aus, sondern in den Wald zu den Räubern. Sie bewiesen schon durch diesen Schritt, wie wenig sie vom Martyrium und überhaupt von der Religion ihrer Väter hielten. Sie waren, wenn man so will, die Existentialisten der Landstraße. Und ihr bitteres und blasphemisches Ethos schlug sich in den Wortbildungen nieder, mit denen sie die Geheim-

sprache ihrer ungebildeten nichtjüdischen Gefährten bereicherten.

Ein einziges Beispiel: Die »Mesuse« ist jene kleine Kapsel mit einem kurzen Bibeltext, die an den Türpfosten jüdischer Wohnungen hängt und vom frommen Juden beim Hinaus- und Hineingehen geküsst wird. Und nun: Im Rotwelsch bedeutet Mesuse so viel wie Dirne. Die Analogie ist klar: Auch sie steht am Türpfosten und wird von jedem Passanten berührt und geküsst. Und klar ist auch die witzig-blasphemische Umdeutung des kulturellen Ausdrucks.

Der jüdische Witz in der jüngeren Neuzeit

Wenn aber der jüdische Witz auch nach wie vor nur selten blasphemisch ist, so wagt er doch jetzt, in der jüngeren Neuzeit, eine breit und tief angelegte Kritik sowohl am eigenen Religionsgesetz wie an der gesamten Weltordnung. Nach wie vor wird der Dumme und Ungebildete verspottet. Der Spott trifft jetzt aber zugleich den weisen, hoch gebildeten Rabbi, der einem einfachen Handwerker oder Schankwirt die Kenntnis des ausgeklügelten Religionsgesetzes zumutet, und vor allem trifft er das Gesetz selbst, das mit seinem scholastischen Ballast als lästig und überflüssig empfunden wird.

Nach wie vor wird der unbegabte Schüler verspottet und manchmal auch sein ungenügend gebildeter Melamed, der Elementarlehrer für Hebräisch. Aber zugleich wird jetzt über die Jahrtausende alte Gewohnheit gelacht, die Knaben schon im zartesten Alter in die Schule zu schicken, ihnen die hebräische Sprache direkt aus dem Bibeltext beizubringen und sie bereits mit acht Jahren über den komplizierten Debatten des aramäisch abgefassten Talmuds brüten zu lassen. In der Tat kann sich ja der

Außenstehende kaum vorstellen, was das bedeutet, wenn eine ganze Volksgruppe – wie die der Ostjuden bis etwa zur Jahrhundertwende – eine Oberschicht besitzt, die an scholastischer Bildung qualifizierten christlichen Theologen gleicht.

Dabei darf man nicht vergessen, dass beide Sprachen der alten jüdischen Bildungswelt, das Hebräische wie auch das Aramäische, meist ohne Vokale und Satzzeichen geschrieben sind. In einem Talmudtext weiß man daher nie mit Bestimmtheit, wo ein Satz anfängt und aufhört und ob er affirmativ, negierend, fragend oder als Ausruf gemeint ist.

Außerdem besteht der Talmud, der im Laufe von tausend Jahren (fünfhundert vor bis fünfhundert nach Christus) entstand, aus Voten Hunderter von Gelehrten. Und diese Debatten wurden keineswegs nachträglich geordnet und in straffe Form gebracht.

Bedenkt man ferner, dass sich an den Talmud noch ein gewaltiges nachtalmudisches rabbinisches Schrifttum anschließt, das in Osteuropa nicht nur von den Rabbis, sondern auch von vielen Kaufleuten von Grund auf gekannt wurde, dann begreift man den Geistesschliff, der später auch dem jüdischen Witz zugute kam. Man begreift aber auch, dass dieser gleiche Witz, der vom Talmudstudium formal so sehr profitiert, sich inhaltlich dennoch heftig von solcher Belastung distanziert.

Narrenwitze gibt es nach wie vor. Aber sie treten jetzt zahlenmäßig zurück. Aus dem Mittelalter haben die Juden die harmlosen Späße über Chelm, Cholm oder Chelmo, das jüdische Schilda, in die Neuzeit gerettet. Der Ort liegt nicht weit von der polnischen Stadt Lodz entfernt. Solche simplen Narrenscherze werden jetzt aber nur noch von den ganz einfachen Leuten genossen.

Beliebter sind schon die Anekdoten, die um die Spaßmacher Herschl Ostropolier, Motke Chabad und Ephraim Graidinger kreisen. Herschl ist der profilierteste von ih-

nen. Er hat im 18. Jahrhundert als Diener eines Wunderrabbi wirklich gelebt und war ein boshafter, bettelarmer Trinker und Witzbold.

Witze, in welchen die gelehrten Rabbis den ungebildeten chassidischen Wundertäter, den Zaddik, verspotten und umgekehrt die Chassidim sich über die scholastische Übergelehrtheit des talmudisch geschulten Rabbi lustig machen, hatte es seit Aufkommen des Chassidismus gegeben. Jetzt gewinnt der Spott eine neue böse Schärfe: Der Witz verhöhnt beide Arten von religiösen Führern in einem Zug.

Die arrangierte Ehe war – wir sagten es schon – unerlässlich für das Heranzüchten einer hervorragenden Geisteselite. Jetzt wird aber der Verzicht auf Liebe doch als drückend und sinnlos empfunden. Zahllose Witze verspotten den Schadchen, den Heiratsvermittler, wobei die geistreichsten unter ihnen durchblicken lassen, dass auch der Schadchen selbst sein Metier als fragwürdig empfindet.

Doch bleibt der Witz nicht dabei stehen, der individuellen Liebe oder gar Libertinage das Wort zu reden: Auch solche »westliche« Losgelassenheit und Freiheit wird verhöhnt.

Und am schärfsten verhöhnt der Witz die Vermischung der finanziellen Sphäre mit der erotischen. Das hatte es zuvor bei den Juden nicht gegeben, anders als bei den Franzosen, deren Lustspiel fast ausschließlich aus diesen Konflikten schöpft.

Verspottet wird jetzt endlich auch die boshafte und gefährliche Umwelt, in welcher die Juden sich bewegen müssen. Wobei es gerade ein Nichtjude – der aus Czernowitz stammende Publizist Gregor von Rezzori – ist, der in einem seiner Bücher ein besonders tiefes, weil doppelgründiges Beispiel gibt: Die Hitlerzeit ist bereits angebrochen, Rumänien ist aber noch nicht besetzt. Die Volksdeutschen, größtenteils Nazis, wollen einen Judenpogrom

veranstalten, die Regierung aber bietet Truppen auf zum Schutze der Juden. Da geht ein riesiger rumänischer Soldat mit erhobener Waffe auf einen kleinen Juden los. »Halt, ich bin doch kein Hakenkreuzler!«, schreit der Jude. Darauf der Soldat: »Aber ich!«

Der Witz liegt nicht nur in dem scheinbar verkehrten Verhalten des Soldaten, sondern umgekehrt vor allem darin, dass der Jude naiv genug ist, zu glauben, die rumänischen Soldaten könnten sich anders benehmen als die Nazis. Schlagartig wird hier die ganze Tragik der jüdischen Exilsituation durch die zwei Wörter »Aber ich« ans Licht gehoben.

Viele moderne Judenwitze verspotten negative Eigenschaften der Diasporajuden. Zum Beispiel Disziplin- und Distanzlosigkeit. Freud und Arthur Schnitzler haben beide den Zusammenhang dieser Formlosigkeit mit der Tatsache erkannt, dass die Juden vielenorts »wie aneinander geschmiedete Galeerensklaven« leben mussten.

Beide erkannten aber auch, dass diese Distanzlosigkeit zugleich ein positives Element birgt: die demokratische Gesinnung des Alten Testaments.

Eine weitere, vermutlich erst im Exil erworbene lächerliche Eigenschaft vieler Juden ist die Hypochondrie. Vielleicht ist sie das Resultat des Umstandes, dass die Juden dauernd gefährdet sind. Da mag auch der Sinn für Gefährdung durch Krankheit – auch eingebildete – sich stärker heranbilden als bei Menschen, denen eine normale Umwelt vergönnt ist.

Eine besonders bittere Variante der Hypochondriewitze bilden jene, in welchen der Jude an allen möglichen und unmöglichen Orten Antisemitismus wittert. So etwa, wenn er als Stotterer die Stellung eines Radioansagers nicht bekommt oder wenn der Bahnhofsautomat (den er falsch behandelt hat) nicht funktionieren will.

Wie erheiternd solche Witze auch sein mögen – sie bergen doch einen tragischen Hintergrund. Denn niemand

wird mit einer solchen Zerreinstellung geboren: Sie entspringt erst einer traumatisch dadurch erworbenen Neurose, dass sich der Jude ja in der Tat sehr oft mit einem – durchaus realen! – Antisemitismus konfrontiert sieht.

Ebenfalls weitgehend oder ganz exilbedingt ist die »Chuzpe« (wörtlich Frechheit), um welche viele jüdische Witze kreisen. Der Begriff ist in einer andern Sprache kaum wiedergebar. Er meint die Haltung derjenigen Juden, die kein Talent und keine Lust haben, die Schläge der Umwelt schweigend als Märtyrer einzustecken, und auch nicht den Mut, sich gegen eine fremde Übermacht in selbstmörderischer Form zur Wehr zu setzen. Es ist eine Kühnheit, die nichts kostet. In Israel gibt es sie nur noch als Nachklang aus der Diaspora.

Sehr hübsch und boshaft sind die Witze, in denen der weise Rabbi so ähnlich wie der Schadchen, ohne es zu wollen, die Partei des Gegners, hier des Ketzers, ergreift.

Ein Beispiel: Ein junger Jude steht als Angeklagter vor dem Rabbi. Er kann es nicht lassen, wo immer er Schweinespeck (nach Ritualgesetz verboten) sieht, hineinzubeißen und jedes Christenmädchel, das ihm über den Weg läuft, zu küssen.

»Ich bin nebbich meschugge, Rabbi«, klagt der Jüngling.

Darauf der übereifrige Rabbi: »Wenn du das Schweinefleisch küssen und die Mädchel beißen würdest, wärst du meschugge. So aber bist du doch ganz in Ordnung!«

Dann sind da die Witze, in denen scheinbar nur das Nichtverstehen des Rituals oder Gebetsinns verlacht wird – in Wirklichkeit lachen sie längst über Gebet und Ritual selber.

Hier stehen wir schon inmitten der Ketzerei. Schade, dass die meisten solcher Witze nicht nur ein sehr scharfes Denkvermögen, sondern außerdem ein gerütteltes Maß judaistischer Kenntnisse voraussetzen! Wir konnten daher in unsere Sammlung nur wenige Beispiele aufnehmen.

DIE SAMMLUNG:
DER JÜDISCHE WITZ

Talmudscharfsinn und Bibelkunde

»REBBE, was ist eigentlich Talmud?«

»Ich will es dir an einem Beispiel erklären, an einer talmudischen Kasche (= *Frage, Problem*): Zweie fallen durch einen Kamin. Einer verschmiert sich mit Ruß, der andere bleibt sauber ... welcher wird sich waschen?«

»Der Schmutzige natürlich!«

»Falsch! Der Schmutzige sieht den Reinen – also denkt er, er ist auch sauber. Der Reine aber sieht den Beschmierten und denkt, er ist auch beschmiert; also wird *er* sich waschen. – Ich will dir stellen eine zweite Kasche: Die beiden fallen noch einmal durch den Schlot – wer wird sich waschen?«

»Na, jetzt weiß ich doch schon: der Saubere.«

»Falsch. Der Saubere hat beim Waschen gemerkt, dass er sauber war; der Schmutzige dagegen hat begriffen, weshalb der Saubere sich gewaschen hat – und also wäscht sich jetzt der Richtige. – Ich stelle dir die dritte Kasche: Die beiden fallen ein drittes Mal durch den Schlot. Wer wird sich waschen?«

»Von jetzt an natürlich immer der Schmutzige.«

»Wieder falsch! Hast du je erlebt, dass zwei Männer durch den gleichen Schlot fallen – und einer ist sauber und der andere ist schmutzig?! Siehst du: Das ist Talmud.«

DREI Juden, A, B und C, haben Kohlen geschaufelt. Als sie fertig sind, blicken sie sich gegenseitig an, lachen und trennen sich ...

C hat sich kaum von den beiden andern getrennt, da fängt er an zu klären (*ein Problem durchdenken, abklären*): »A und B waren beide im Gesicht mit Kohle beschmiert. Wer weiß – am Ende bin ich auch schmutzig? Ich hätte die beiden fragen sollen! Aber vielleicht kann ich es auch so klären: A hat über B gelacht, und B hat über A gelacht. Dass sich demnach weder A noch B gewundert haben, warum auch ich lachte, ist klar: Jeder von ihnen dachte, ich lache über den andern ... Aber warum hat sich A nicht gewundert, dass B lachte, und warum hat sich B nicht gewundert, dass A lachte, da doch keiner von beiden von den eigenen Flecken im Gesicht wusste? Es ist klar, dafür gibt es nur eine Erklärung: Auch ich muss Flecken im Gesicht haben!«

ZWEI Jeschiwe-Studenten haben im Bet-Hamidrasch (*religiöses Lernhaus*) beim Licht ihrer bescheidenen Leuchter bis tief in die Nacht hinein gelernt. Jetzt wollen sie ihre Polster auf den Bänken ausbreiten, um zu schlafen – da steigen plötzlich zwei wilde Kosaken durch das ebenerdige Fenster herein, rauben Leuchter und Polster und rennen davon ... Als die zwei Studenten sich vom Schreck erholt haben, beginnen sie zu klären.

Der Erste: »Ich verstehe das nicht. Zu welcher Talmudrichtung gehören die zwei Kosaken? Wenn zu der, welche behauptet, die Nacht ist zum Schlafen da – wozu brauchen sie dann die Leuchter? Und wenn zu der, welche meint, nachts müsse man durchstudieren – wozu brauchen sie dann die Polster?«

»Das ist sehr einfach«, entscheidet der Zweite, »sie gehören eben zwei verschiedenen Richtungen an!«